

Oktober 2021

blick **K**magazin

in die kirche

SCHICKSALE

Brüche und Narben, die auf der Seele liegen

KIRCHE & GELD

Kultur des vorsichtigen Umgangs mit Geld

*Wenn das Leben
Spuren
hinterlässt*

Inhalt

THEMA ⁺

- 4 Als Militärpfarrer in Afghanistan:
Monate in einer völlig fremden Welt
- 5 Als der Vater an Corona starb:
Der Tod hinter der Glasscheibe
- 6 Dr. Andreas Jürgens: „Niemand darf wegen
seiner Behinderung benachteiligt werden“
- 7 Nils Straatmann:
Ein Poetry-Slammer auf Jesu Spuren
- 8 Verein FRANKA –
„Seht, was ihr durchgestanden habt“
- 9 Marie Kresbach:
Sie vergab den Mördern ihrer Eltern
- 12 Unterwegs:
Als Pfadfinder auf Spurensuche
- 16 Afghanistan:
Die Spuren in den Gesichtern

KIRCHE & GELD ⁺

- 10 Frieder Brack: „Wir haben eine Kultur des
vorsichtigen Umgangs mit Geld“
- 11 Statistik 2020: Zahlen zur Evangelischen
Kirche von Kurhessen-Waldeck

RATGEBER ⁺

- 13 Was mutet mir das Schicksal zu?

RÄTSEL ⁺

- 14 Gezeichnet – geheilt
- 15 „Freunds Auszeit“

Wo möchten Sie Spuren hinterlassen?



Bei meiner Arbeit für den ambulanten Hospizdienst Melsunger Land begleite ich Menschen in der letzten Lebensphase und gebe ihnen und den Angehörigen die Unterstützung, die sie brauchen. Sie sollen sich wahrgenommen und verstanden fühlen, in ihrer Trauer nicht allein sein. Spuren möchte ich hinterlassen, indem ich den Hospizgedanken weitergebe. In Seminaren bereite ich ehrenamtliche Hospizhelfer auf ihre Tätigkeit vor, und in „Letzte-Hilfe“-Kursen vermittele ich Angehörigen, wie sie einen geliebten Menschen am Lebensende bestmöglich unterstützen können.



Foto: privat



Petra Hochschorner (56), Koordinatorin für Hospizdienst und Vorsitzende des Trauer- und Hospiznetzwerks im Schwalm-Eder-Kreis, wohnt in Gensungen



Ein Lächeln ist für mich die schönste Spur, die ich im Leben eines anderen Menschen hinterlassen kann. Ich organisiere in meinem Job unter anderem Gedächtnistrainings und leite die Senioren-Theatergruppe, wir haben Kooperationsprojekte mit dem offenen Kanal Kassel und der Musikakademie Louis Spohr. Zu erleben, wie sich die älteren Menschen öffnen und ihr kreatives Potenzial ausschöpfen, ist auch für mich eine Bereicherung.



Foto: privat



Thomas Andreas Warlies (54), Kulturreferent einer Senioreneinrichtung in Kassel

IMPRESSUM

Herausgeber: Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Redaktion:
Lothar Simmank (Ltg.), Olaf Dellit
Heinrich-Wimmer-Straße 4
34131 Kassel
Telefon 0561 9307-152, Fax -155



redaktion@blickindiekirche.de
www.blickindiekirche.de
Gestaltung: Lothar Simmank



Bei Geburtstags- und Trauerreden wird oft an ein gelungenes Leben erinnert. Aber wann ist ein Leben gelungen? Eine erfolgreiche Karriere, ein großer Freundeskreis oder eine gute Familie: Wir alle haben die Möglichkeit, ein individuelles, selbstbestimmtes Leben zu führen und möglichst viele Spuren im Leben zu hinterlassen. Was habe ich der Welt weiterzugeben? Letztendlich würde ich mich freuen, wenn ich anderen helfen und sie ein bisschen glücklicher machen kann. Ich möchte ein Lächeln im Gesicht derjenigen hinterlassen, die an mich denken.



Foto: privat



Sonja Rossettini (45), Internationale Projektmanagerin aus Kassel



Als Pfarrer begegnet mir die Frage nach den Spuren im Leben häufig an Kranken- und Sterbebetten. Da wird bisweilen gnadenlos bilanziert. Ich habe in dieser Situation nie jemanden sagen hören: „Hätte ich doch diese oder jene Stelle angenommen oder damals dort mein Geld angelegt.“ Nein, es geht fast immer um die Fragen: Habe ich meine Fähigkeiten genutzt, um anderen zu helfen? War ich glücklich in meiner Familie? Solche Erfahrungen verändern natürlich auch die Sicht auf die eigene Existenz. Mit dem „Carpe diem“-Prinzip und der „goldenen Regel“ (Mt. 7,12) komme ich zurzeit für mich selbst ganz gut klar.



Foto: privat



Stefan Axmann (53), Pfarrer der Evangelischen Stadtkirchengemeinde Hanau, Kreuzkirche

Umfrage: Pamela De Filippo

Liebe Leserin, lieber Leser,

was erzählt Ihnen Ihr Körper, wenn Sie vor dem Spiegel stehen oder in sich hineinhorchen? Ich spüre die 18 Monate Pandemie vor allem in den Knochen: das viele Sitzen, die fehlenden Sportmöglichkeiten haben Spuren hinterlassen. Wenn mein Mann, ein begeisterter Radsportler, in den Spiegel schaut, sieht er Narben, die von schweren Unfällen mit dem Rad erzählen. In diesem Heft berichten Menschen von ganz unterschiedlichen Erfahrungen, die bei ihnen Spuren hinterlassen haben – sichtbare wie unsichtbare. Krankheiten, Gewalterfahrungen und andere Traumata kommen da in den Blick.



Foto: medio.tv/Schauderna

Spuren und spüren, wie hängt das zusammen? Meist spüren wir ja vor allem das, was Spuren hinterlassen hat, die Brüche und Narben, nicht nur die körperlichen, sondern auch die, die uns auf der Seele liegen. Die Glücksmomente zaubern ein Lächeln für den Moment, lassen die Schmetterlinge für eine Weile im Bauch fliegen. Nur manchen Menschen sieht man an, dass sie viel gelacht haben in ihrem Leben. Häufiger erzählen Gesichter von Sorgen, von Trauer, von Verlusten.

Der Theologe Henning Luther hat das in einem Bild zusammengefasst, das mir sehr wichtig ist: Wir leben als Fragment, Fragment im Blick auf das, was in der Vergangenheit zerbrochen ist, nicht mehr heil ist, aber auch Fragment im Blick auf die Zukunft, noch nicht fertig, noch im Werden. In dieser Spannung bewegt sich unser Leben. Das macht es aber auch spannend und individuell. Die Spuren, die das Leben hinterlässt, sind bei jedem Menschen anders. Erst dadurch werden wir zur unverwechselbaren Persönlichkeit, mit unserer ganz eigenen Geschichte und den ganz speziellen Lach- und Sorgenfalten.

Eine anregende Lektüre dieser Spuren wünscht

Beate Hofmann
Bischofin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Herstellung:
Dierichs Druck + Media GmbH & Co KG, Kassel
Vertrieb: HNA, Kassel u. a.



Mehr Informationen über die vielfältigen Angebote der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck finden Sie im Internet: www.ekkw.de

Monate in einer völlig fremden Welt

Jochen Sennhenn war als Militärpfarrer in Afghanistan und wird die Zeit nicht vergessen

Betrübt, aber nicht überrascht war Jochen Sennhenn, als die Taliban im August die afghanische Hauptstadt Kabul einnahmen. Vieles, etwa die Schwäche der afghanischen Armee, habe sich in den Jahren zuvor abgezeichnet. Der 58-Jährige weiß, wovon er spricht: Als Militärpfarrer war Sennhenn dreimal in Afghanistan, zuletzt in Kunduz.

Vieles, was der Einsatz an Gutem gebracht habe, sei nun entwertet. Er frage sich, wie Angehörige von gefallenen Soldaten auf diese Nachrichten schauten, für sie müsse das besonders schmerzhaft sein. Als Sennhenn 2013 in Kunduz ankam, war kurz zuvor ein Soldat getötet worden – eine Zeit, in der er als Seelsorger sehr wichtig war. Rituale, etwa die Aussegnung, ein Kondolenzbuch und die Ehrenwache am Container, in dem der Tote lag, seien in dieser Situation enorm wichtig gewesen.

Aus der Armut in den Überfluss

Mittlerweile ist Sennhenn seit gut sechs Jahren wieder Gemeindepfarrer – in Waldkappel-Schemmern. Doch die Zeit am Hindukusch hat ihn verändert. Er erinnert sich, wie er nach der Rückkehr aus einem Land, in dem größte Armut herrscht, in Deutschland wieder in einem Supermarkt war. Er sollte Joghurt kaufen – und stand dann minutenlang vor dem Kühlregal, völlig erschlagen vom Überangebot.

Die Dinge, die er in Afghanistan sah, blieben im Kopf, sagt er: Er sah, wie Frauen auf offener Straße geschlagen wurden, und bekam mit, dass kranke Kinder vor dem Militärlager abgelegt wurden – in der Hoffnung, dass ihnen dort geholfen werde. Diese krassen Kontraste seien nicht leicht



Fotos: medio.tv/Dellit/Brandau

Dort war das Feldlager der Bundeswehr: Pfarrer Jochen Sennhenn deutet auf Kunduz, wo er als Militärpfarrer tätig war. Insgesamt war er dreimal in Afghanistan eingesetzt

zu bewältigen, das gelte umso mehr für junge Soldaten mit weniger Lebenserfahrung: „Sie prallen auf eine Welt, die ihnen völlig fremd ist.“

Belastend sind die Auslandseinsätze auch für den Familienzusammenhalt. Monatelange Trennungen sind schwer zu verkraften. Das hat Sennhenn auch selbst festgestellt. Als er wiederkam, war er voller Eindrücke, die seine Frau und Kinder nicht teilen konnten. Irgendwann habe seine Frau seine Erzählungen gebremst: „Jetzt ist mal gut mit Afghanistan!“

Die Zeit in einem Feldlager ist eine Ausnahmesituation. Die ständige Bedrohung werde auf gewisse Weise normal, sagt Sennhenn. Die Zeit sei in jeder Hinsicht sehr intensiv, angefangen bei Temperaturunterschieden von bis zu 70

Grad, aber vor allem emotional. Die viel beschworene Kameradschaft sei wirklich etwas Besonderes, dieses Angewiesensein aufeinander. Aber all das zehre eben auch an den Nerven: „Ich habe nie so viele junge Männer weinen sehen wie dort.“

Der Militärpfarrer ist ein wichtiger Teil solcher Einsätze, das hat Sennhenn gereizt. Der Pfarrer steht außerhalb der Bundeswehr-Hierarchie und ist schon deswegen eine gefragte Vertrauensperson, natürlich unterliegt er zudem dem Beichtgeheimnis.

In Jochen Sennhenns Dienstzimmer im beschaulichen Schemmern hängt eine Karte Afghanistans. Bilder und Eindrücke sind damit verbunden, Erinnerungen an eine intensive Zeit, die ihn verändert hat. Er sagt: „Ich habe mich in dieses Land verliebt.“ ●

Olaf Dellit

Faszinierendes Kabul: Links das Militärlager Camp Warehouse, in der Mitte und rechts Szene aus der Innenstadt – die Bilder entstanden 2003



Der Tod hinter der Glasscheibe

Pfarrer André Flimm hat seinen Vater im vergangenen Jahr durch Corona verloren

Ein altes Fenster lehnt an der Wand in André Flimms Wohnung. Gemeinsam mit seinem Vater hatte er das Fenster als Tisch aufgearbeitet. Es sollte das letzte Mal sein, dass er seinen Vater lebend sah – heute erinnert das Fenster an ihn.

Ein Fenster war es auch, durch das André Flimm seinen verstorbenen Vater ein letztes Mal sah. Eugen Flimm war im April 2020 an Corona gestorben und es schmerzt seinen Sohn bis heute, dass er ihn zum Abschied auf der Intensivstation im Fuldaer Krankenhaus nicht berühren durfte. André Flimm ist seit verganginem Jahr Pfarrer, derzeit arbeitet er in Marburg an seiner Doktorarbeit. „Mich haben schon immer die großen Fragen des Lebens fasziniert“, sagt er über seine Berufswahl.

Dann stand er im vergangenen Jahr plötzlich vor einer Frage, auf die er auch im Denken keine Antwort fand: Warum musste sein Vater mit nur 58 Jahren sterben? Er, der als Krankenpfleger peinlich genau auf Hygiene geachtet hatte. Er, dessen Antrieb immer gewesen war, anderen Menschen zu helfen.

Sehr früh in der Pandemie hatte Vater Flimm sich bereit erklärt, seine Station im Alsfelder Krankenhaus zur Corona-Station umzuorganisieren. Er begann früher als andere Menschen, seine Kontakte einzuschränken. Und wurde doch krank.

Kurze Zeit später kam Eugen Flimm ins Krankenhaus und wurde dort später intubiert und in ein künstliches Koma gelegt. Kurz zuvor hatte er seiner Frau noch in einer Textnachricht geschrieben, sie solle ihn nicht mehr anrufen. Er habe damit, ist sich André Flimm sicher, seine Familie schützen wollen. Aber für die Mutter waren es die letzten Worte ihres Mannes.

Als die Todesnachricht André Flimm erreichte, konnte er nur noch schreien. Bald wurde ihm klar, dass er seinen Vater noch einmal sehen wollte und war dankbar, dass ein befreundeter Pfarrer ihn begleitete. Den toten Vater konnte er nur durch die Glasscheibe sehen; ein Bild, das sich einprägte: „Er sah irrsinnig alt aus.“

Nicht nur der Abschied vom toten Vater war nicht so möglich, wie es die Ange-



Foto: medio.tv/Dellit

Ein Fenster als Erinnerung: André Flimm hatte das alte Fenster mit seinem Vater aufgearbeitet, kurze Zeit später starb dieser an Corona

hörigen gebraucht hätten. Auch danach erschwerte Corona vieles. Manche Menschen im Heimatdorf der Familie wechselten die Straßenseite, wohl aus Sorge vor Ansteckung. Die Mutter musste zunächst in Quarantäne im Haus ausharren, wo sie alles an ihren Mann erinnerte.

Die erste Umarmung seit langem

Erst die Beerdigung sei ein guter Abschied gewesen, sagt André Flimm. Erstmals habe sich die Familie dort auch wieder umarmt, trotz Corona-Angst. Diese sei auch später noch sehr stark gewesen, gerade weil die Ansteckung des Vaters nicht erklärbar schien. Später wurde klar, dass er

wahrscheinlich eine falsche Schutzmaske benutzt hatte.

André Flimm wird wütend, wenn er von Coronaleugnern hört. Und ärgert sich, wenn Theologen die Pandemie als Strafe Gottes interpretieren. Er selbst habe den Glauben an Gott und an ein Leben nach dem Tod nie verloren, aber entdeckt, dass zu seinem Glauben auch der Streit mit Gott gehört und heilsam sein könne.

Heute gelingt es ihm, dankbar für die Zeit mit seinem Vater zu sein und dankbar, dass dieser als Krankenpfleger seine Lebensaufgabe gefunden hatte. Das Fenster, das an der Wand lehnt, nennt André Flimm jetzt „Himmelsfenster“.

Olaf Dellit

„Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“

Wie der Kasseler Jurist, Sozialpolitiker und Rollstuhlfahrer Dr. Andreas Jürgens das Grundgesetz veränderte

Andreas Jürgens (64) ist ein optimistischer Mensch. Der promovierte Jurist, der heute als Erster Beigeordneter des Landeswohlfahrtsverbands (LWV) Hessen tätig ist, kam mit sogenannten „Glasknochen“ auf die Welt und sitzt im Rollstuhl. Er ist ein Vollblutpolitiker, der in Ausschüssen und Parlamenten vieles erkämpft hat, aber noch immer Visionen kennt – und er lacht gern. Bei seinem Zwillingenbruder Gunther, ebenfalls Richter mit Dokortitel und auf den Rollstuhl angewiesen, sei das genauso, erzählt Jürgens. „Humor und Lebensfreude haben wir von unseren Eltern geerbt, besonders vom Vater. Wir machen gerne Witze.“ Der Stammtisch, an dem er sich monatlich mit ehemaligen Mitstreitern des Kasseler Vereins fab (Verein zur Förderung der Autonomie Behinderter) trifft, sei der fröhlichste Tisch in der Kneipe.

Natürlich ist ihm nicht immer zum Scherzen zumute. Sein Kampf für die Rechte behinderter Menschen ist ein ernstes Anliegen, mitunter zäh und kräfteaufwendend. Als Student war er in der Marburger „Krüppelinitiative“ aktiv und strickte mit an einem Gesetzentwurf zur damals heiß diskutierten Absicherung von Pflegebedürftigkeit für die allererste Grünen-Fraktion. In einer Reihe behindertenpolitischer Initiativen arbeitete er mit, und das in einer Zeit, als das Thema Behinderte noch vielfach auf Unverständnis und Ablehnung stieß. Wenn er sich an die eigene Einschulung in den 1960er-Jahren erinnert, fällt ihm der Schullektor in Salzgitter ein, der die Mutter der Zwillinge mit dem Satz abwies: „Für sowas gibt's doch die Sonderschule.“ Die Mutter ließ sich nicht abwimmeln, setzte den Bau einer Rampe durch und trug, wenn es sein musste, ihre Kinder über Treppen in die höhergelegenen Fachräume, wo der Biologie- und Physikunterricht stattfand.

Dass der Satz „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“



Foto: privat

Dr. Andreas Jürgens ist Erster Beigeordneter des Landeswohlfahrtsverbands Hessen

„Es gibt niemanden, der keine Fähigkeiten hat.“

seit 1994 im Grundgesetz steht, ist Andreas Jürgens mit zu verdanken. Damals war er noch Richter am Amtsgericht Kassel. Es folgten zwei Wahlperioden als Abgeordneter im Hessischen Landtag.

2012 schließlich wurde Jürgens in den LWV gewählt – ein politisches Amt, in das er als Mitglied von Bündnis 90/Die Grünen und ehemaliger Landtagsabgeordneter kam. An der Verwaltungsspitze des LWV setzt er nun unter anderem die Reformen des Bundesteilhabegesetzes um, das in verschiedenen Stufen das Behindertenrecht revolutionieren soll. Dabei ist er im Wesentlichen zuständig für die Kostenübernahme für 61.000 körperlich, geistig und seelisch behinderte Menschen, für Suchterkrankte und Sinnesbehinderte in Hessen. Um ihre Wünsche und Lebensentwürfe geht es, die im Rahmen der Möglichkeiten gefördert werden sollen. Sein Credo: „Es gibt niemanden, der keine Fähigkeiten hat.“

Hat ein Rollstuhlfahrer eine andere Sichtweise auf die Belange behinderter Menschen als andere Sozialpolitiker? Das ist sicherlich so, gesteht Andreas Jürgens zu. Lange hat er auf der Betroffenen-Seite für die Interessen Behinderter gewirkt und war dabei zunächst als Hilfeempfänger, dann als Trägerinstitution auf die staatliche Mittelvergabe angewiesen. Jetzt verteilt er das Geld und formuliert die Kriterien. Viele Verbesserungen konnten erreicht werden – beispielsweise der Ausbau des LWV-Fachdiensts um 150 neue Mitarbeitende, die bald in ganz Hessen zielgruppenübergreifend ihre Beratungsdienste anbieten, um den einzelnen Menschen gerecht zu werden.

Welche Spuren möchte Andreas Jürgens am Ende seines Berufslebens gern hinterlassen? Kurzes Überlegen, dann die bescheidene Antwort vom Bundesverdienstkreuz-Träger: „Den Eindruck, dass ich mich nach meinen Möglichkeiten für die Selbstbestimmung behinderter Menschen eingesetzt habe – dass es nicht nur ein Wort geblieben, sondern Realität geworden ist.“ ● *Lothar Simmank*

Ein Poetry-Slammer auf Jesu Spuren

Nils Straatmann (32), im norddeutschen Geesthacht geboren, wurde als Slam-Poet Bleu Broode bekannt. Später studierte er Theologie in Leipzig.

Auf einem zweimonatigen Roadtrip zwischen Schweiß, Blasen und aufgeschürften Hüften hat er mit seinem Kumpel Sören das Heilige Land zu Fuß erkundet. Auf den Spuren Jesu erfährt er dort, dass die Fähigkeit zur Nächstenliebe eine der größten menschlichen Stärken ist. Wie es zu der Reise kam, lesen Sie hier.

Foto: Sören Zehle



Der Autor und sein Buch:
Nils Straatmann: Auf Jesu Spuren. Eine Wanderung durch Israel und Palästina.
Malik Verlag 2017, 18,50 Euro



Ich komme aus einer relativ christlichen Familie. Für norddeutsche Verhältnisse wahrscheinlich sogar sehr christlich. Ich war in einem evangelischen Kindergarten und habe in mehreren Krippenspielen verschiedene Schafe mit Bravour verkörpert. Einmal hatte ich sogar eine Sprechrolle: „Oh, seht, ein Stern! Was hat er wohl zu bedeuten?“ Sitzt bis heute. Die Kinderbibel habe ich wie das Sams oder Lustige Taschenbücher gelesen. Das Sams hatte Wunschpunkte, Jesus war der Typ, der Wasser zu Kindersekt machen konnte.

Meine Gemeinde war schrecklich. Die Pastorin sah aus wie Dracula und benahm sich ähnlich. Immerhin, mein Kumpel Alex und seine damalige Freundin hatten ihre ersten sexuellen Erfahrungen in der Abstellkammer neben dem Konfirmandensaal. Bremen-Nord, wo wir aufwuchsen, war kein Ort für keusche Lämmchen. Ich hatte zwei Onkel, die Pastoren waren und von denen ich lernte, dass man auch als Pastor ein echter Mensch sein kann. Die Fußball guckten und fluchten, manchmal zu viel Erwachsenensekt tranken und doch mitunter sehr weise waren. Und trotzdem dachte ich zu jedem Weihnachts- und Osterfest, zu jeder Taufe, jeder Konfirmation in meiner Gemeinde: „Ach, Leute! Warum denn so langweilig? Das kann man doch viel spannender, viel wirklichkeitsnäher machen!“ Jedes Mal, wenn ich in der Kirche saß, wuchs in mir der Wunsch, Pastor

zu werden, um diesem Elend ein Ende zu bereiten. Nach meinem Abitur schwankte ich zwischen Theologiestudium und Kirchenaustritt. „Entweder“, sagte ich mir, „du versuchst, das ganze Ding zu verstehen und bestenfalls zu verbessern, oder du mußt damit nichts zu tun haben.“ Ich entschied mich für Ersteres.

Im Studium erlebte ich, wie Kommilitonen manche Professoren als Ketzler beschimpften. Wie bei Fußballspielen die Nächstenliebe so weit ging, dass jedes Tor für beide Mannschaften zählte, damit sich alle gemeinsam freuen konnten. Aber ich traf auch Menschen, denen ihr Glaube die Kraft gab, ihr Leben zu bestreiten. Denen die Kirche Lebensinhalt und vor allem -sinn stiftete. Ich machte ein Praktikum bei einem schwulen Pastor in Lübeck, mit dem ich am Küchentisch saß, wo wir mithilfe seines „Gaydars“, seines „Schwulensensors“, gemeinsam versuchten herauszufinden, wer von den katholischen Kollegen in der vatikanischen Kurie schwul war und wer nicht. Dieser Pastor stand für eine Kirche, von der ich Teil sein wollte. Eine realistische Kirche für alle, in der Lachen nicht verboten war, in der Fehlbarkeit akzeptiert und thematisiert wurde. Kein sakrales Tüdelü.

Mein Theologiestudium hatte ich immer als hervorragenden Plan B beschrieben. Einen Plan A gab es lange nicht. Bis ich merkte, dass ich vom Schreiben und

dem dazugehörigen Auftreten leben konnte. So stellte ich mir irgendwann die Frage, wie sich Studium und Arbeit verbinden ließen.

Es war ein Freitagmorgen, als ich in einer Vorlesung zur Kulturgeschichte des Neuen Testaments saß. Ich hörte nicht richtig zu, denn ich war in diesem esoterischen Zustand zwischen noch betrunken und schon verkateret. Der Professor erzählte etwas über die Höhlen am Berg Arbel und die Ausgrabungen in Magdala, und mit einem Mal entwickelte sich in mir die Idee, den Weg Jesu nachzuwandern. Ich kannte so viele Orte, an denen er gewesen sein sollte, und doch hatte ich keinen davon mit eigenen Augen gesehen. Wie sollte ich das Christentum verstehen, wenn ich seine Wurzeln, die Kultur und Region, denen es entstammt, nicht kannte?

Mich faszinierte vor allem der menschliche Jesus: Wer war der Typ, der die Evangelisten zu ihren Texten inspirierte? Was ließ die Leute an ihn glauben? Was lässt sie heute glauben? Wer war Jesus von Nazareth, und was hat ihn zu dem gemacht, der er war? Was würde heute aus ihm werden? Wo wäre er zu finden?

Diesen Fragen wollte ich nachgehen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Aber vorher brauchte ich eine Aspirin. ●

Buchauszug mit freundlicher Genehmigung des Autors und Verlags

„Seht, was ihr durchgestanden habt“

Die FRANKA-Frauennothilfe Kassel hilft, Wege aus der Gewalt zu finden

Menschenhandel, Zwangsprostitution. Diese Verbrechen geschehen jeden Tag, mitten unter uns, sind alltäglich. Die beiden jungen Frauen, die darüber berichten, arbeiten für FRANKA, die Frauennothilfe Kassel, eine Fachberatung beim Diakonischen Werk. Ihre Namen werden wir nicht nennen – nur wenn sie anonym bleiben, können sie den Betroffenen zur Seite stehen. Getäuscht, verschleppt, quasi versklavt – nein, das Ganze ist kein Drehbuch für den sonntäglichen Fernsehkrimi, es ist bittere Realität für viele Menschen.

Die kann so aussehen: Eine junge Frau, Ende zwanzig, aus einem osteuropäischen oder afrikanischen Land, lebt unter extrem schwierigen Verhältnissen – arm, kaum gebildet, vielleicht Analphabetin, arbeitslos, möglicherweise ist sie Gewalt ausgesetzt. Vielleicht ist sie auf der Flucht und gerät währenddessen in Gewalt und Abhängigkeitsbeziehungen. Oder sie wurde unter falschen Versprechungen ange-

worben mit der Aussicht auf legale Arbeit und guten Verdienst in Deutschland. Wo landet sie aber? „In einem Laufhaus“, berichten die Beraterinnen, sie werde gezwungen, sich zu prostituieren, die Papiere abgenommen. Manche Frauen aus Nigeria müssen schwören, so lange zu



„Manche Frau braucht nur einmal Rat, andere werden über Tage, Wochen und Monate betreut und begleitet.“

arbeiten, bis sie etwa 30.000 oder 60.000 Euro für Fluchthilfe abgedient haben.

Seit nunmehr zwanzig Jahren gibt es FRANKA, Verein und Fachberatung, die „Wege aus der Gewalt“ fördern. Was heißt das konkret? „Wir werden von Polizei, Anwälten oder anderen Institutionen gerufen“, erklären die Beraterinnen. Stets fahren sie – zuständig für ganz Nordhessen, in Südhessen gibt es eine ähnliche Institution – vor Ort, suchen die Frauen auf. „Wir versuchen, sie allein zu sprechen, nur dann können sie offen reden“, betonen sie. Zur Verständigung ist eine Sprachkundige dabei. Die Frauen erhalten rechtlichen Rat, werden medizinisch versorgt, geschützt. Kein Fall ist wie der andere; die Frauen sind zwischen 20 und Anfang 60 Jahre alt, haben Kinder oder sind allein, manchmal gibt es Ehemänner; aber allen ist eins gemein: Sie sind sehr verletzlich, haben Schlimmes durchgemacht, bis sie an die Helferinnen von FRANKA oder an eine andere Stelle des großen Netzwerks der Frauenhilfe gerieten.

Auch, was nun geschieht, ist individuell verschieden. Manche Frau braucht nur einmal Rat, andere werden über Tage, Wochen und Monate betreut und begleitet. „Das fängt manchmal beim Allernötigsten an“, sagen die Frauen – sprich: Es

geht ums blanke Überleben. Erstversorgung, bis die Ämter einspringen. Essen besorgen, Unterkunft, zuhören, mitgehen, wenn die Frauen Behördengänge absolvieren müssen.

Manche Personen werden so lange begleitet, wie das Gerichtsverfahren dauert. Andere tauchen ab, kehren zurück ins Heimatland, trauen sich nicht, Anzeige zu erstatten.

Für Geflüchtete ist die Situation anders als für andere Opfer von Menschenhandel, sie sind meist bereits im Asylverfahren, werden oft verschoben. Das bedeutet, dass es noch schwieriger ist, sie mit dem Nötigsten in seelischer Hinsicht zu versorgen – der psychologischen Betreuung der häufig Traumatisierten. Ohnehin gebe es zu wenige Therapeuten, erklären die FRANKA-Mitarbeiterinnen, die versuchen, Betroffene bei psychosozialen Zentren versorgen zu lassen. „Und wir arbeiten immer ressourcenorientiert“, sagt eine Beraterin. Sprich: Sie sprechen die Frauen nicht als Opfer an, sondern ermutigen sie. „Seht, was ihr schon durchgestanden habt. Ihr seid stark.“

Zwanzig Jahre Nothilfe – was hat sich geändert? Da heute viele der Frauen aus den neuen EU-Ländern kommen, können sie ungehindert einreisen und als selbstständig arbeitend beim Finanzamt angemeldet werden. Ihr Aufenthalt ist dann formal legal. So hat die Polizei immer seltener eine Handhabe, eine Frau aus dem Milieu zu lösen. Viele trauen sich nicht auszusteigen und machen aus Furcht vor Repressalien keine Aussagen. Viele Tatbestände kommen oft zusammen, Bettelei, Organhandel, Menschenhandel, sexuelle und Arbeitsausbeutung – die Liste ist erschreckend. Was braucht FRANKA, um helfen zu können? „Die Beratung muss ausgebaut werden“, ist die Antwort. 39 Fälle betreuten sie im Jahr 2020, im laufenden sind es bereits 32 bis zum Ende August; gemeinsam haben sie 45 Wochenstunden zur Verfügung. ●

Anne-Kathrin Stöber

INFOS

In ganz Nordhessen bietet die FRANKA Fachberatung Information, Beratung und Unterstützung für Frauen, die Opfer von Menschenhandel zum Zweck der sexuellen Ausbeutung und/oder der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft geworden sind. Am 15. Mai 2001 begann die Fachberatungsstelle FRANKA, gefördert vom Hessischen Sozialministerium mit ihrer Arbeit. Seit dem Jahr 2008 wird die FRANKA Fachberatung vom Diakonischen Werk Region Kassel getragen. Der FRANKA e.V., der die Fachberatung initiiert hat und in den ersten Jahren auch Träger der Arbeit war, unterstützt die Fachberatung seitdem als Förderverein finanziell und mit Öffentlichkeitsarbeit, Lobbyarbeit und Vernetzung mit Kooperationspartnern.

FRANKA e.V.:

franka.verein@dw-region-kassel.de

FRANKA Fachberatung:

franka.fachberatung@dw-region-kassel.de

www.dw-region-kassel.de

www.dw-region-kassel.de

Sie vergab den Mördern ihrer Eltern

Marie Kresbach entkam dem Völkermord an den Tutsi und sagt, Gott habe sie gerettet

Marie Kresbach hat als Kind den Völkermord an den Tutsi in Ruanda überlebt, Familienmitglieder, Freunde und Nachbarn wurden ermordet. Heute lebt sie in Deutschland, ist verheiratet und Mutter. Im Interview erzählt sie vom Grauen – und wie sie zu Gott fand.

? Wenn Sie heute an Ruanda denken, welches Bild haben Sie im Kopf?

Marie Kresbach: Die tausenden Hügel, das ist das Markenzeichen von Ruanda. Und ich liebe Berge.

? In Ihrem Buch erzählen Sie, dass Sie für Ihre Kinderpsychologin ein Bild gemalt haben, das diese zum Weinen brachte. Was war darauf zu sehen?

Kresbach: Ich sehe es 27 Jahre später noch vor mir: Ein Mann mit einer Machete, ganz viel Blut, es liegen tote Menschen auf dem Boden. Es war ein schreckliches Bild – das, was ich 1994 gesehen hatte.

? Sie waren neun, als große Teile Ihrer Familie ermordet wurden. Das kann ein Kind eigentlich nicht verkraften.

Kresbach: Eigentlich nicht. In der Welt eines Kindes ist erst einmal alles heil; ich hatte eine wunderschöne Kindheit. Plötzlich wurde die Welt, wie ich sie bis dato gekannt hatte, anders. Es ist schwer zu vergleichen, aber eine ähnliche Erfahrung haben die Menschen in der Pandemie gemacht: Von heute auf morgen war alles anders. Bei mir war das damals noch härter. Menschlich ist das kaum auszuhalten.

? Sie quälte die Frage, wie Gott das zulassen konnte. Was ist Ihre Antwort?

Kresbach: Eine Antwort habe ich nicht. Aber die Frage hatte sich erübrigt, als ich Jesus begegnet bin. Die Frage nach dem Warum, die mich mein Leben lang gequält hatte, war nicht mehr relevant, sondern die Dankbarkeit war plötzlich ganz groß. Ich weiß, dass klingt komisch, aber es ist nur mit göttlicher Kraft zu erklären.

? Sie beschreiben eine göttliche Stimme, die Sie in Ruanda rettet und spä-

ter ein Bekehrungserlebnis. Werden Sie manchmal einfach für verrückt erklärt?

Kresbach: Ich habe früher so gelebt, als gäbe es diesen Gott zwar, aber er wäre unendlich weit weg. Als das mit der Stimme geschah, war Gott plötzlich sehr nah. Ich dachte erst: Das kann nicht sein, ich träume, ich bilde mir das ein. Aber ich hatte diese Stimme schon einmal gehört und wegen ihr in Ruanda überlebt. Diese Stimme gab mir Sicherheit.

? Überlebende von Massakern berichten oft von Schuldgefühlen, weil sie überlebt haben, andere nicht. Kennen Sie das?

Kresbach: Ja. Die 23 Jahre, bevor ich Jesus annahm, waren von Schuldgefühlen geprägt. Auch Hass und Gedanken an Vergeltung haben mein Leben geprägt. Ich hätte das nie wirklich getan, aber in meiner Fantasie habe ich mir ausgemalt, was ich mit den Tätern tun würde.

? Sie haben den Mördern Ihrer Familie sogar vergeben. Wie geht das?

Kresbach: Es war ein Prozess. An dem Tag, an dem ich Jesus begegnet bin, war ich von einer unbeschreiblichen Liebe erfüllt, die mich von da an begleitete. Ich bekam Durst, diesen Gott kennenzulernen und begann, die Bibel zu lesen.

Es gibt einen Moment, da sagt Jesus: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Dieser Satz hat sich mir tief eingepägt. Ich sah, was Jesus am Kreuz ausgehalten hatte und dachte: Er hat alles



Foto: Rahel Träuber

Dem Grauen entkommen: Marie Kresbach lebt heute mit ihrer Familie in Esslingen bei Stuttgart

auf sich genommen und dieser Gott bittet sogar für seine Feinde um Vergebung. Ich spürte, wie Gott zu mir sagte: Die Mörder haben noch Macht über dich. Ich bekam ein Zeichen, dass ich die Last am Kreuz abgeben und nicht mehr tragen sollte.

? Die Vergebung war für Sie selbst auch eine Befreiung?

Kresbach: Absolut. Vergeben heißt aber nicht: vergessen, nicht mehr weinen, nicht mehr trauern, alles ist in Ordnung. Im Wort Vergebung ist „geben“ enthalten, man entscheidet, die Last abzugeben. ●

Fragen: Olaf Dellitt



Marie Kresbach/
Priska Lachmann: Steh
auf, mein Kind, und geh!
Gerth-Verlag 2021,
16 Euro

„Wir haben eine Kultur des vorsichtigen Umgangs mit Geld“



Interview mit Pfarrer Frieder Brack über die Finanzen der EKKW

? Warum ist eine neue Finanzverfassung für die Landeskirche nötig?

Frieder Brack: Das bisherige Verteilungsverfahren, das im Laufe der Jahre immer komplizierter wurde, haben wir vereinfacht: Wir schütten künftig pro Mitglied einen definierten Betrag aus. Früher wurden kleine und große Gemeinden unterschiedlich behandelt. Die Einnahmen aus Kirchensteuern wurden im Verhältnis 50:50 geteilt – eine Hälfte für den landeskirchlichen Teil, die andere für den gemeindlichen Teil. Im landeskirchlichen Teil wurde zum Beispiel auch die Besoldung und Versorgung der Pfarrer abgebildet, die in den Gemeinden Dienst tun. Zukünftig gibt es nur noch einen Gesamthaushalt.

? Und wie funktioniert das in Zukunft?

Brack: Die Landessynode muss aushandeln, was bestimmte Handlungsfelder der Landeskirche als Budget bekommen und mit welcher Pro-Kopf-Summe Gemeinden und Kirchenkreise bedient werden. Das Geld kommt dann also in einer Summe dort an und die Gremien vor Ort müssen entscheiden, wie das Geld in ihrer Region eingesetzt werden soll. Die Erkenntnis, die dahintersteht: Wir müssen das weniger werdende Geld auf möglichst einfache und transparente Art nutzen. Das neue System wird zum 1.1.2022 wirksam.

? Gibt es Gewinner und Verlierer im neuen System?

Brack: Gerechtigkeit ist ein schwieriges Wort, das habe ich gelernt. Jeder, der einen Euro weniger kriegt, fühlt sich ungerecht behandelt. Von allen akzeptierte Maßstäbe zu finden, ist schwierig. Transparenter soll das neue System sein, und es achtet darauf, dass das Geld möglichst direkt dahin fließt, wo auch die Verantwortung wahrgenommen wird in Kirchengemeinden oder -kreisen.

? Wie hat sich die Corona-Pandemie auf die Finanzsituation der Landeskirche ausgewirkt?

ZUR PERSON



Foto: medio.tv/Schauderna

Frieder Brack (60) ist Gemeindepfarrer in Witzhausen und im Ehrenamt Vorsitzender des Finanzausschusses der Synode der Evangelischen

Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW). Dieses Gremium hat in den letzten drei Jahren ein neues Finanzausweisungsgesetz für die Landeskirche erarbeitet, das die Verteilung der Kirchensteuern und anderer Einnahmen an die Gemeinden und Einrichtungen neu regelt.

»Wir müssen jetzt die Spielräume für sinnvolle Sparentscheidungen nutzen.«

Brack: Zu Beginn der Coronakrise warnte die EKD, die Landeskirchen müssten für 2020 mit fünf bis zehn Prozent Einnahmeverlusten rechnen. Weil wir noch von einem Plus im ersten Quartal zehren konnten, waren wir Ende des Jahres nur ein knappes halbes Prozent im Minus. Natürlich gab es auch Kurzarbeit und Einsparungen bei Sachausgaben, weil manche kirchliche Arbeit unter den Bedingungen des Lockdowns nicht getan werden konnte. Insgesamt sind wir in Kurhessen-Waldeck glimpflich davongekommen.

? Laut EKKW-Statistik brachte 2020 einen Mitgliederverlust von 2,2 Prozent. Das müsste ja eigentlich zu weniger Einnahmen führen, oder?

Brack: Wir hatten eine außergewöhnlich gute Konjunktur über einen langen Zeitraum. Wenn viel gearbeitet und verdient wird, zahlen auch die weniger werdenden Mitglieder ja mehr Steuern und in folgedessen auch mehr Kirchensteuer. Dazu kommt, dass die Angehörigen der Babyboomer-Jahrgänge in den letzten Jah-

ren ihrer Berufstätigkeit oft in höheren Gehaltsklassen angekommen sind. Wenn diese Generation ab 2025 in den Ruhestand geht, werden wir das auch in der Steuerkasse deutlich spüren. Bis 2030 wird so auch für die Kirche ein Einnahmerückgang entstehen. Langfristig jedenfalls sagt die sogenannte Freiburger Studie bis 2060 ein Minus für die Kirchen voraus – 60 Prozent weniger Mitglieder und entsprechend weniger Einnahmen.

? Mit welchen Zahlen kalkulieren Sie für die Zukunft? Wie sieht der Doppelhaushalt für 2022/23 aus?

Brack: Der aktuelle landeskirchliche Haushalt liegt bei 273 Millionen Euro. Unsere Prognosen für 2022 und 2023 gehen von einem realen Rückgang mit jeweils zwei Prozent minus pro Jahr aus, also rund sieben Millionen Euro weniger. Dramatisch ist das nicht, aber es wird spürbar enger. Deshalb kann man zukunftsweisende Entscheidungen nicht mehr auf die lange Bank schieben. Wenn wir erst mit dem Rücken zur Wand stehen, haben wir weniger Spielräume für sinnvolle Sparentscheidungen. Wir müssen sie jetzt treffen.

? Welche Maßnahmen wären das?

Brack: Bereits 2015 wurden Sparbeschlüsse für die EKKW gefasst: 25 Prozent Kürzungen für alle Bereiche, in denen es nicht irgendwelche Verträge gab – ausgenommen die Jugendarbeit. Seitdem ist das Bewusstsein auf allen Ebenen dafür gewachsen, dass wir auch mit weniger Mitteln Kirche sein können. Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit vor Ort wächst. Dabei erweisen sich die neuen Kooperationsräume zunehmend als nützlich. Darüber hinaus wird der immer noch hohe Bestand an Gebäuden langfristig nicht zu halten sein.

? Wo gibt es noch Sparpotenzial?

Brack: Es gibt zum Beispiel ein neues Konzept für die Kirchenmusik, das die Arbeitsverhältnisse der Kantoren sichern und mit Pop- und Kinderkantoren gleich-

zeitig für größere musikalische Vielfalt sorgen soll. Gerade sind wir dabei, uns in der Landeskirche auf allen Ebenen über den Auftrag der Kirche zu verständigen. Am Ende müssen dann konkrete Antworten stehen: Was sind zukünftig Schwerpunkte unserer Arbeit? Da muss die Landessynode für die Landeskirche und jede Region der Landeskirche für ihren Verantwortungsbereich den Weg beschreiben und beschreiten. Entsprechende Anpassungen müssen dann ihren Niederschlag im übernächsten Doppelhaushalt finden (2024/2025). Strategische Weichenstellungen dieser Art erhoffe ich im nächsten Frühjahr.

? Und in welchen Bereichen wird neu investiert?

Brack: Wie gesagt, die kirchliche Jugendarbeit ist von Sparzielen ausgenommen. Die Kindertagesstätten werden wie bisher finanziert, einschließlich der jährlichen Personalkostensteigerungen – das ist ein Riesenposten.

Wir investieren aber auch in Einzelmaßnahmen: Am Edersee wurde gerade ein neues Gebäude der „Kirche unterwegs“ eingeweiht, in dem Angebote für Urlauber gemacht werden. Ein Innovationsfond wird ausgelobt, der jährlich mit einer Million Euro ausgestattet ist. Mit dieser Summe sollen innovative Projekte mit Modellcharakter unterstützt werden. Die Stelle eines/einer Innovationsbeauftragten wird neu eingerichtet. Sie soll innovative Ansätze begleiten und vernetzen.

Zudem gibt es seit Juni eine Digitalisierungsbeauftragte, die die Kirche an dieser Stelle voranbringen soll. All dies kostet auch Geld, ist aber im Blick auf die Zukunft gut eingesetzt.

? Wie steht die EKKW im Vergleich zu anderen Landeskirchen da?

Brack: Auch in dieser Hinsicht sind wir in Kurhessen-Waldeck „Kirche der Mitte“. Wir haben eine Kultur des vorsichtigen Umgangs mit Geld. Wenn ich an die Finanzkrise 2008 oder auch an die Coronakrise denke, ist es uns bisher gelungen, solche Situationen durchzustehen, ohne dass wir uns von Mitarbeitern trennen oder gravierende Einschnitte vornehmen mussten. Solche Verlässlichkeit bekommt der Kirche auf lange Sicht gut. ●

Fragen: Lothar Simmank

Bischöfin: „Wir schauen nicht zu, wir werben um Mitgliedschaft“

EKKW-Statistik 2020: Mitgliederverlust, weniger Taufen, weniger Austritte

Die Corona-Pandemie hinterlässt ihre Spuren auch in der Statistik der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW) für das Jahr 2020 – vor allem mit Blick auf die Taufen: Ihre Zahl hat sich gegenüber dem Vorjahreszeitraum nahezu halbiert. Hatte es 2019 landeskirchenweit noch 6.123 Taufen gegeben, waren es im Corona-Jahr 2020, als Kontaktbeschränkungen Feierlichkeiten erschwerten, nur 3.053 Taufen. Insgesamt registrierte die EKKW zum Stichtag 31. Dezember 2020 genau 767.149 Mitglieder und somit einen Verlust von rund 16.800 Gemeindegliedern. Im Vorjahr waren es noch 783.980 Gemeindeglieder, berichtete Vizepräsident Dr. Volker Knöppel.

Die Zahl der Austritte ist zurückgegangen: Sie lag 2020 bei 7.037, das sind rund 1.200 weniger als im Vorjahr (2019: 8254). Auch der demografische Wandel ist Grund für den Mitgliederverlust der ländlich geprägten Landeskirche: 13.033 Kirchenmitglieder sind im Jahr 2020 gestorben; 2019 wurden 12.995 evangelische Verstorbene registriert. 566 Menschen wurden 2020 neu in die EKKW aufgenommen (2019: 816).

Mit einem Mitgliederverlust von knapp 2,2 Prozent liegt die EKKW im bundesweiten Trend: Die EKD verzeichnet für das

Jahr 2020 einen Mitgliederverlust von 2,3 Prozent im Vergleich zu 2019. Aktuell beläuft sich die Zahl der evangelischen Kirchenmitglieder der 20 EKD-Gliedkirchen auf rund 20,2 Millionen.

„Jeder Austritt tut weh, denn er hinterlässt Lücken in der Gemeinschaft und im Solidarnetz“, sagt Bischöfin Dr. Beate Hofmann mit Blick auf den Gemeindegliederrückgang. Dieser Entwicklung schaue die EKKW aber nicht tatenlos zu, sondern begreife sie als Herausforderung: „Wir werben um Mitgliedschaft“, unterstrich die Bischöfin.

Jüngstes Beispiel dafür ist die Taufkampagne der EKKW. Wer getauft ist, gehört zur Gemeinschaft der Christen und wird in die evangelische Kirche aufgenommen. Mit einem Anschreiben sollen jene ermuntert werden, die die Taufe des Nachwuchses beiseitegeschoben haben, weil die Pandemie das Feiern erschwert hat, erläutert Prälat Bernd Böttner. So habe es zuletzt Tauffeste gegeben, etwa im Juli in Kassel, wo bei der Aktion „Kassel tauft draußen“ 35 Menschen getauft wurden. Gefragt seien ferner neue Formate im familiären Kontext wie die „Taufe im Garten“. Prälat Böttner zeigt sich optimistisch: „Aufholen braucht Zeit, aber wir gehen es an.“ ●

Pressestelle EKKW



Foto: medio.tv/Schauderna

Als Pfadfinder auf Spurensuche

Das Abenteuer wartet draußen in der Natur: Manchmal ist es recht anstrengend, wenn Pfadfinder auf große Fahrt gehen – wie Robin Günkler am Lagerfeuer erzählt

Die Anspannung vor der Reise war groß: Werden wir morgen alle Zugverbindungen erreichen? Sind wir rechtzeitig am Ziel in der Unterkunft? Habe ich alle Papiere zur Einreise dabei?

Wir Pfadfinder suchen das Abenteuer und versuchen dabei einfach und unter Verzicht zu reisen. Ein Taxi etwa kommt für uns nicht infrage. Meist übernachteten wir mit und ohne Zelt in der Natur.

Im Sommer 2019 waren wir in der Hohen Tatra in der Slowakei und in Polen unterwegs. In diesem Hochgebirge leben noch Braunbären, und die meisten Menschen sprechen kein Deutsch. Folglich studierten wir vorher zahlreiche Karten und suchten uns Schutzhütten raus, in denen

erreichten wir schließlich unser vermeintliches Tagesziel. Wir waren bis dahin schon knapp 20 Kilometer gewandert und raus aus dem Hochgebirge, uns umgaben lediglich noch die Ausläufer der Berge.

Allerdings gefiel nicht allen der ausgewählte Schlafplatz, und nach einigen Diskussionen entschieden wir uns weiterzuziehen. Wir mussten an diesem Abend noch zwölf Kilometer wandern, um an einen Ort zu gelangen, der uns allen zusagte – nämlich das Basis-Zeltlager unserer Gruppe. Der Weg dorthin war allerdings sehr beschwerlich. Den Aufstieg vom Morgen in den Knochen, die schweren Rucksäcke mit Essen und Ausrüstung auf dem Rücken und die hereinbrechende Dämmerung er-

reichten wir schließlich unser vermeintliches Tagesziel. Diese Geschichten werden später am Lagerfeuer erzählt.

Es muss nicht in weit entfernte Gebirge für solche Abenteuer gereist werden – auch im Harz oder in der Rhön sind solche Gruppenerlebnisse möglich.

Mein Tipp: Laden Sie doch einmal Ihre Freunde ein, packen Sie den Rucksack – viel mehr als ein paar Wechselklamotten und ausreichend Proviant braucht es nicht – und ziehen Sie los in Ihr nächstes Abenteuer. Dann können Sie beim nächsten Lagerfeuer sicherlich von ähnlichen Spuren der Gemeinschaft erzählen. ●

Robin Günkler



Fotos: VCP Kurhessen

Gemeinsam unterwegs im Hochgebirge: Mitglieder des Verbands Christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder – Region Kurhessen (VCP)

wir übernachteten konnten. In der ersten Nacht schliefen wir in einem wunderschönen naturbelassenen Hochtal mit See und vereinzelt Nadelbäumen. Am nächsten Morgen standen wir schon um 4 Uhr auf, um den nahegelegenen Zweitausender zu erklimmen. Der Plan war, den Sonnenaufgang auf dem Gipfel zu erleben. Oben angekommen, blieb uns leider der Ausblick verwehrt und wir badeten in einem ekeligen, kalten Nebelmeer. Schnell begannen wir mit dem Abstieg, um der Kälte und Nässe zu entrinnen. Nach einem Mittagschlaf und zahlreichen kleineren Pausen

müdeten uns. So wurde jeder Schritt zur Qual. Nur durch gegenseitiges Motivieren und Mut zusprechen kamen wir voran. Jeder Schritt fühlte sich an wie in Zeitlupe.

Hätte mir jemand vor dieser Wanderung erzählt, dass wir als Gruppe im Gebirge mit 14-jährigen Jungen und Mädchen eine solche Strecke an einem Tag wandern würden – ich hätte es nicht für möglich gehalten.

Dass wir diese Herausforderung als Gemeinschaft geschafft haben, ließ jeden über sich hinauswachsen. Genau diese Abenteuer sind die Spuren, die uns Pfad-

VCP

Im Verband Christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder (VCP), der zur Evangelischen Jugend Deutschlands gehört, sind rund 47.000 Kinder und Jugendliche aktiv. Als Teil einer großen Gemeinschaft lernen sie spielerisch und mit viel Spaß, Verantwortung zu übernehmen, sich in die Gruppe einzubringen und ihre eigenen Stärken zu entdecken. Fürs Mitmachen spielen im VCP weder Konfession, Geschlecht oder Herkunft eine Rolle.
www.vcp.de
www.vcp-kurhessen.info

Was mutet mir das Schicksal zu?



Die Telefonseelsorge versteht sich als ein niedrigschwelliges Angebot der Kirche, das Menschen in Lebens-, Sinn- und Glaubensfragen begleitet und stärkt.



Salome Möhrer-Nolte leitet das Team der TelefonSeelsorge Nordhessen e.V., das anonym und kostenlos rund um die Uhr erreichbar ist unter Tel. 0800 111 0 111 und 0800 111 0 222
www.telefonseelsorge.nordhessen.de

Grafik: Adobe Stock

Sie ruft nicht zum ersten Mal bei der Telefonseelsorge an, sondern seit etwa drei Monaten immer mal wieder. Ich bin zum Nachtdienst am Telefon, die Zeit, in der die Telefonseelsorge besonders gebraucht wird. Ich erkenne die Anruferin* an ihrer ganz eigenen Art der Gesprächseröffnung: „Haben wir schon einmal gesprochen?“ In der Regel ist ein Gespräch mit der Telefonseelsorge ein einmaliger Kontakt. Bei mehr als 65 ehrenamtlich Mitarbeitenden, die zu unterschiedlichsten Zeiten Telefondienste an der Sorgenhotline übernehmen, ist die Wahrscheinlichkeit gering, wieder auf dieselbe Seelsorgerin zu treffen.

Als ich die Frage bejahe, spüre ich, wie die Anruferin aufatmet. Das erspart ihr, noch einmal ihre Geschichte erzählen zu müssen und noch einmal in das Leid der vergangenen Zeit einzusteigen.

Ich weiß aus einem vergangenen Telefonat, dass sie Schweres im Leben erlebt hat. Ihre Mutter ist gestorben, als sie 15 Jahre alt war. Sie musste früh Verantwortung übernehmen für ihre jüngeren Geschwister. Nach Schule und Ausbildung lernte sie ihren Mann kennen, er ist ihre große Liebe. Zwei Kinder bekommt das Paar. Die Anruferin erzählt von glücklichen Familienjahren. Sie findet neben ihrem Beruf und der Familienarbeit auch noch Zeit, ihrem Hobby, dem Schreiben nachzugehen. Alles in allem gute Jahre, wie sie berichtet.

Dann ein erneuter Schicksalsschlag: Vor drei Jahren erkrankte ihr Mann an Krebs. Eine sehr belastende Zeit beginnt: Krankenhausaufenthalte des Mannes,

Chemotherapie, eine Zeit des Hoffens und Bangens. Sie begleitet ihren Mann in dieser schwierigen Zeit, ist für ihn da. Die beiden Kinder sind in der Pubertät, der Sohn hat Schwierigkeiten in der Schule, und die Frau fühlt sich oft an den Grenzen ihrer Belastbarkeit. Mittlerweile ist das Schlimmste überstanden. Ihr Mann gilt als geheilt und kommt langsam wieder zu Kräften.

Ich bin eine „Trotzdem-Frau“

Vor einem halben Jahr passiert etwas, das die mittlerweile 50-Jährige zutiefst erschüttert und bis heute komplett aus der Bahn wirft: Ihr 18-jähriger Sohn nimmt sich das Leben. Neben der Verzweiflung und tiefen Trauer begleitet sie die Frage nach dem Warum. „Warum mutet mir das Schicksal so viel zu, wieso immer noch mehr?“ All dies zu erzählen und die Verzweiflung und ihre Fragen an das Leben und an Gott ausdrücken zu können, war das, was sie im ersten Telefonat mit der Telefonseelsorge suchte. Großes Leid und Verzweiflung mit auszuhalten, Worte zu finden für die Erschütterung und den Schmerz mitzufühlen, das ist eine der schwersten Aufgaben für unser Team.

Beim Gespräch in dieser Nacht möchte die Anruferin nicht noch einmal in ihre Geschichte eintauchen. Sie kann nicht schlafen und nicht aufhören zu weinen und weiß nicht, wie sie sich wieder beruhigen kann. Manchmal braucht es dazu eine andere Person. Wir reden miteinander, ihre Traurigkeit darf da sein und kann ausgesprochen werden, das beruhigt sie allmählich.

Nach einiger Zeit gelingt es uns im Gespräch, gemeinsam einen Blick auf ihre Ressourcen und Kraftquellen zu werfen und dort ganz behutsam anzuknüpfen. Nur wenn das Leid und die Trauer Raum haben können und ausreichend gewürdigt werden, kann der Blick irgendwann auch auf Stärkendes gelenkt werden. Im Leben jeder Person gibt es Ressourcen, das ist meine Erfahrung und tiefe Überzeugung.

Am Ende kommt die Anruferin in dieser Nacht auf eine Idee zu sprechen. Sie überlegt, ihre Geschichte aufzuschreiben, um anderen Menschen in ähnlichen Situationen Mut zu machen. Und da sie gern schreibt, hätte ein solches Projekt auch für sie selbst eine heilsame Wirkung. Ich ermutige sie dazu. Am Ende des Gesprächs sagt sie diesen mutmachenden Satz: „Ich bin zwar eine vom Leben gezeichnete Frau mit Narben, Verletzungen und tiefem Schmerz, aber ich bin auch eine ‚Trotzdem-Frau‘: Trotzdem lebe ich weiter, trotzdem versuche ich, etwas Gutes aus meinem Leben zu machen und trotzdem hoffe ich, dass es auch für mich immer wieder Momente gibt, in denen ich aufatmen und mich leicht fühlen kann, auch wenn der Schmerz mich immer begleiten wird.“ ●

** Zum Schutz der Anruferin wurde das Beispiel anonymisiert und ein wenig verändert.*

Gezeichnet – geheilt



Das *blick*-Rätsel von Karl Waldeck

Kein Mensch ist ein unbeschriebenes Blatt. Bereits Erfahrungen aus frühester Kindheit, Familie, Schule, später Arbeit und Partnerschaft prägen, auch die Begegnung mit Religion. Das heutige *blick*-Rätsel fragt nach Personen der Bibel, die markante, nachhaltige Spuren des Lebens aufweisen. – Viel Freude bei der Bibellektüre und beim Lösen des Rätsels!

1 Die Schwiegermutter. Ein kleines Kammerpiel, ein Drei-Personen-Stück ist das biblische Buch Rut – es handelt von Verlust, Zugewandtheit und neuem Glück, auch von interkultureller Begegnung. Rut heißt die Namensgeberin des Buches, die ihrer Schwiegermutter verspricht: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen ...“ Wie heißt die Schwiegermutter?

LEA

SARAI

NOEMI

2 Gib ihnen einen Namen. Die Namen der Opfer kennen – und nennen! Das wird heute zu Recht gefordert mit Blick auf Gewalttaten unterschiedlichster Art. Gesucht wird hier der Namen des Opfers des ersten Tötungsdeliktes, von dem die Bibel berichtet: im 4. Kapitel des 1. Buchs Mose. Sein Bruder, also der Täter, ist stärker im Bewusstsein, nicht zuletzt das Zeichen, das man mit ihm verbindet: das zum geflügelten Wort gewordene Kains-Mal. Wir aber fragen nach Kains Bruder, dem zweitgeborenen Sohn des ersten Menschenpaares Adam und Eva. Wie hieß er?

LOT

ABEL

NOAH

3 Jakobs große Liebe. In den Geschichten der sogenannten Erzväter der Bibel (Abraham, Isaak, Jakob) geht es ausgesprochen menschlich zu – im Guten wie im weniger Guten. Hier geht es um Liebe: Erzvater Jakob liebt eine Tochter seines Verwandten Laban: ein Glück, das lange auf Erfüllung warten muss, so nachzulesen im 1. Buch Mose, Kapitel 29. Wie aber hieß die Frau, an der Jakobs Herz hing?

TAMAR

HANNA

RAHEL

4 Gezeichnet – geheilt. Blind ist er und muss deshalb betteln. Als Jesus auf seinem Weg an ihm vorbeikommt, ändert sich sein Leben mit einem Mal zum Guten. Der Sohn des Timäus, so wird er im 10. Kapitel des Markusevangeliums auch genannt, bittet Jesus um Erbarmen, er ruft nach ihm. Spannend ist die Frage, die Jesus an den Blinden richtet: „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ So wird auch er Subjekt und nicht allein Objekt in der Geschichte. Er möchte sehen, und Jesus heilt ihn, so wird berichtet. Von wem ist die Rede?

MATTHÄUS

NIKODEMUS

BARTIMÄUS

5 Tiefpunkt und Neustart. Er konnte austeilen – in Gedanken, Worten und Werken – und musste einstecken. Das ging so weit, dass er fliehen muss und lebensmüde wird. Doch Gott richtet ihn auf wundersame Weise auf. Es ist eine der schönsten Geschichten der Bibel, nachzulesen im 19. Kapitel des Königsbuches. Von welchem „Gottesstreiter“ wird dort berichtet?

ELIAS

JOSEF

MOSE

Senden Sie das Lösungswort

bis zum 25. Oktober 2021 (Einsendeschluss)

auf einer frankierten Postkarte an:

blick in die kirche

Heinrich-Wimmer-Str. 4

34131 Kassel

oder per E-Mail an: raetsel@blick-in-die-kirche.de

Die ersten Buchstaben (in Fettschrift) der richtigen Antworten von 1 bis 5 ergeben das **Lösungswort**. Wissenschaftlich wird es so definiert: „Als ... wird nach Zerstörung des kollagenen Netzwerks der Haut ein faserreiches Ersatzgewebe (Fibrose) bezeichnet, das einen Endzustand der Wundheilung darstellt.“ Was für den Körper gilt, trifft auch für die Seele zu. Eine Spur des Lebens kann auch hier eine ... sein.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Redaktion behält sich vor, die Namen der Gewinner zu veröffentlichen. Teilnehmende erklären ihr Einverständnis. Namen und Adressen der Einsender werden nicht gespeichert, nicht weitergegeben oder weiterverwendet.

Lösungswort des letzten Preisrätsels (Juni 2021) war NATUR. Gewinner waren Waltraud Strüßmann (Wolffhagen), Anni Möller (Kalbach), Hilde Gallenkamp (Edertal), Gudrun Endter (Schmalkalden) und Annegret Wolf (Brotterode).



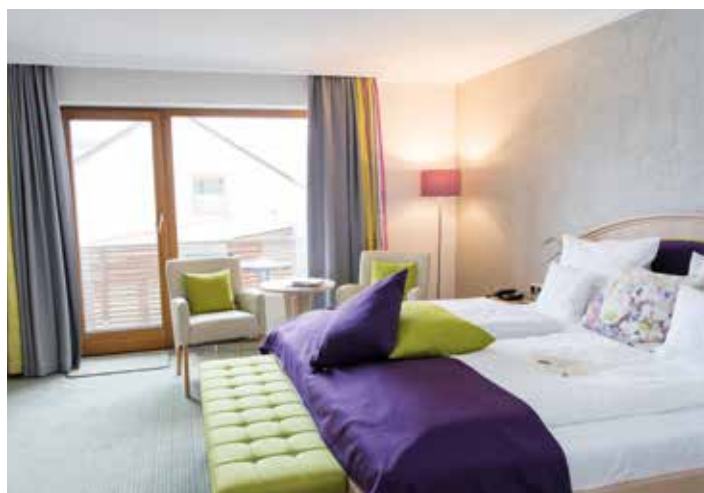
„Freunds Auszeit“

Der Name ist Programm: Im Hotel Freund, idyllisch gelegen umgeben von Natur pur, ist man wirklich bei Freunden. Im stilvollen Resort, das mit einem ganz besonderen Wellnessbereich, einer unvergleichlich schönen Natur und einem eigenen Finn-Pferde-Gestüt begeistert, fühlt man sich sofort angekommen. Seit Anfang April gehört das Hotel zu den Privathotels Dr. Lohbeck. Die private Hotelgruppe mit Sitz im westfälischen Schwelm betreibt insgesamt 25 First-Class-Hotels.

Die Umgebung bietet Ruhe, Abgeschiedenheit, Natur und Wellness vom Feinsten. Man hat Ruhe und trotzdem keine Langeweile, dafür sorgen das zum Hotel gehörende Finnperde-Gestüt, der stilvolle Wellnessbereich „Orkeland-SPA“ und die unzähligen sportiven Möglichkeiten vom Wandern und Reiten über Yoga, Rad fahren bis hin zu Schwimmen, Nordic Walking und, und, und.

Wellnessfans werden vom „Orkeland-SPA“, dem stilvollen und großzügigen Wellnessbereich des Hotels, begeistert sein. Verschiedene Saunen, etwa die Lettische Außen-Sauna, die Salzkristall-Sauna und zahlreiche weitere Saunen bieten eine große Vielfalt und für jeden etwas. Das Hotel Freund bietet zudem mit dem

Gewinnen Sie ein Wochenende mit Wellness, Aktivität & Genuss in Oberorke am Südrand des Sauerlands



mediterranen Außen-Schwimmbad und dem wohltemperierten Indoorbecken die Möglichkeit, ausgiebig zu schwimmen. Mit Yoga und ayurvedischen Anwendungen kann man im Hotel Freund zu innerer Ruhe finden und Körper und Seele erfrischen. ●

Zu gewinnen beim blick-Rätsel:

Unter den Einsendern der richtigen Lösung unseres Preisrätsels verlosen wir eine „Freunds Auszeit“ mit zwei Übernachtungen für zwei Personen im Doppelzimmer inkl. Halbpension (Menü oder Buffet) und der Nutzung von Wellness-Angeboten.

Hotel Freund

Sauerlandstr. 6, 34516 Oberorke

Tel. 06454 7090

info@hotelfreund.de

www.hotelfreund.de





Afghanistan: Die Spuren in den Gesichtern

Der Fotograf Jens Umbach hat Soldaten vor und nach ihrem Auslandseinsatz in schwarz-weiß porträtiert

Gesichter sind die Lesebücher des Lebens“, soll der italienische Regisseur Federico Fellini gesagt haben. Der Fotograf Jens Umbach (*rundes Foto*) hat das Talent, Gesichter so zu fotografieren, dass Betrachter in ihnen lesen können. Umbach, der aus Wabern-Falkenberg (Schwalm-Eder-Kreis) stammt, hat sich fotografisch dem Bundeswehreininsatz in Afghanistan genähert. In New York, wo er neben Hamburg ein Studio hat, war ihm aufgefallen, wie unterschiedlich das Militär in den USA und in Deutschland gesehen wird. Das Thema interessierte ihn.

In einer Serie fotografierte Umbach Schwarz-Weiß-Porträts von Soldaten, kurz bevor sie in den Afghanistan-Einsatz gingen und auch vor Ort im Feldlager. Einige Monate später, als sie wieder in Deutschland waren, holte der Fotograf sie erneut vor seine Kamera. Die Unterschiede sind erstaunlich, die Spuren der aufreibenden Zeit am Hindukusch aus den Gesichtern ablesbar. Die beiden Bilder oben zeigen Oberstleutnant Oliver B. Das linke Bild machte Umbach am 25. Februar 2010, kurz bevor Oliver B. nach Afghanistan geschickt wurde, in Sigmaringen. Neun Monate später,



am 24. November 2010, wurde das zweite Foto aufgenommen. Umbach hat neben Soldaten auch Angehörige und Veteranen des Einsatzes fotografiert. Für ein weiteres Projekt reiste er erneut nach Afghanistan, um Afghanen zu fotografieren, die in der Nähe des Feldlagers lebten. Die Fotos wurden in mehreren Ausstellungen, unter anderem im Museum für Sepulkralkultur in Kassel gezeigt und sind als Buch erschienen.

Der geborene Nordhesse ist ein sehr erfolgreicher Fotograf. Nach seinem Abitur in Homberg (Efze) begann er sein Studium in Darmstadt und wagte mitdendrin den Sprung ins kalte Wasser: Er zog nach New York, musste viele Klinken putzen, doch dann kam der Erfolg. Neben Werbeaufnahmen für bekannte Firmen und Arbeiten für internationale Magazine fotografiert er viele Prominente. Die Liste der Porträtierten ist beeindruckend, unter anderem stehen darauf Dirk Nowitzki, Caren Miosga, Blake Lively, Wolf Biermann, Yoko Ono, Michael Stipe von R.E.M., Anke Engelke, Robert Habeck, Kevin Kühnert, Nina Hoss und Samuel L. Jackson. ●

www.jensumbach.com

Olaf Dellit